

Fall-Stricke psychologischer Erkenntnis

Leithäuser, Thomas

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Leithäuser, T. (1992). Fall-Stricke psychologischer Erkenntnis. *Journal für Psychologie*, 1(1), 15-23. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-8038>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Fall-Stricke psychologischer Erkenntnis

Thomas Leithäuser

Zusammenfassung: Psychologische Erkenntnis läßt sich nicht als ein methodisch geklärter, gleichmäßig fortschreitender Prozeß begreifen. Dazu hat ihr Gegenstand eine zu große Komplexität, die nicht ohne Folgen reduziert werden kann. Es bedarf der Integration psychoanalytischen Denkens und der Entwicklung psychoanalytischer Methodik für nicht-klinische psychologische Fragestellungen, um zu „dichten Beschreibungen“ psychologischer Sachverhalte zu kommen. In einer kritischen methodologischen Perspektive wird an Aporien wissenschaftlicher Begriffsbildung, dem Problem des Definierens von Begriffen in Psychologie und Psychoanalyse, die Notwendigkeit eines kritisch-hermeneutischen Verfahrens in der Psychologie aufgezeigt. Als ein Weg für mögliche Lösungen der vorgestellten Problematik wird zum Schluß das hermeneutische Experiment in seiner Grundstruktur skizziert.

„Ein Zwerg, der auf den Schultern eines Riesen steht, kann weiter sehen als der Riese selbst“ (R. K. Merton 1980, 15). Der Soziologe Robert K. Merton, der seinen heiter-ironischen „Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit“ mit dieser Sentenz beginnt, läßt seinen Protagonisten hinzufügen: „Und ich sehe weiter als meine Vorgänger“. Haben wir in der Psychologie solche Riesen der Gelehrsamkeit, von deren Schultern wir gemächlich in die „freundlichen Weiten“ der Erkenntnis Ausschau halten? Vielleicht einige wenige. Blicken wir gar weiter als unsere Vorgänger? Wohl kaum, und wenn, dann nicht sehr viel weiter. Es scheint eher so, daß wir vergeblich nach einem Christopherus suchen, der uns, abgehoben vom Unbill, durch die Landschaft des Wissens trägt. Ich habe bisher keinen finden können.

Eher schon, so denke ich, stehen wir auf den verfallenden Zinnen von Ruinen, alten Elfenbeintürmen und neuen Reformruinen, und das Gelände, das wir überschauen und durchschauen möchten, wird immer unwegbarer. Was taugt das in psychologischen Instituten und sonstigen wissenschaftlichen Einrichtungen gesammelte Wissen, das wir unbekümmert mehren und anwenden – Foliantenwissen gegen die Furie der Wirklichkeit? Nicht das meiste. Zählen etwa Riesen zu den Gescheitesten und gerät der Blick von ihren Schultern nicht etwas blöde? Ich

vermute, das ist in der Psychologie genauso wie in den Märchen und Mythen, die von den Riesen erzählen. Wie berichtet, war der Menschenzwerg Odysseus klüger und gewitzter als der Riese Polyphem.

Also steigen wir herab von den Schultern und Zinnen ins Labyrinth der Wirklichkeit. Wird das gelingen? Der Abstieg ist zuweilen schwieriger als der Auf- und Draufstieg. Hinab geht der Weg der Psychologie ins Verworrene und Dunkle und Psychologin und Psychologe (Gretel und Hänsel) sind mehr auf sich gestellt und mit wenig brauchbarem Rüstzeug versehen, zumal methodischem. Es wird dunkler und die beiden geraten unter Hexen und Hexenmeister und treffen dort (na, wen schon) Sigmund Freud.

Ein Chor der Leser: Das haben wir uns gedacht, von einem Riesen runter und gleich auf den nächsten drauf. Diagnose: Identifikation; Prognose: Der Autor hebt ab; sitzt oben drauf und wöhnt sich unten. Gemach, denke ich: In den Rittersälen der psychologischen Institute hat man Freud bisher keinen Platz angeboten; zuweilen hat er sich dort eingeschlichen und unbotmäßig selbst Platz genommen. Auch wollen wir ja nicht Huckepack auf ihm spielen, sondern, soweit die schlechte Wegstrecke es erlaubt, uns etwas von ihm erzählen lassen und mit ihm diskutieren.

Psychoanalyse als empirische Wissenschaft

Was man oben nicht sieht, aber unten finden kann, ist das Unbewußte. „Von diesem Unsichtbaren“, rufen da die Tatsachenblikker von ihren Riesen herabgebeugt, „verlangen wir erst einmal eine klare, exakte und eindeutige Definition. Wir wollen sehen und nicht im Dunkeln tappen. Was heißt hier schon finden?“ Das werden wir gleich sehen, und mit Freud bemühen wir uns fortan um die wissenschaftliche Sprache:

„Wir haben oftmals die Forderung vertreten gehört, daß eine Wissenschaft über klaren und scharf definierten Grundbegriffen aufgebaut sein soll. In Wirklichkeit beginnt keine Wissenschaft mit solchen Definitionen, auch die exaktesten nicht. Der richtige Anfang der wissenschaftlichen Tätigkeit besteht vielmehr in der Beschreibung von Erscheinungen, die dann weiter gruppiert, angeordnet und in Zusammenhänge eingetragen werden. Schon bei der Beschreibung kann man es nicht vermeiden, gewisse abstrakte Ideen auf das Material anzuwenden, die man irgendwoher, gewiß nicht aus der neuen Erfahrung allein, herbeiholt. Noch unentbehrlicher sind solche Ideen – die späteren Grundbegriffe der Wissenschaft – bei der weiteren Verarbeitung des Stoffes. Sie müssen zunächst ein gewisses Maß von Unbestimmtheit an sich tragen; von einer klaren Umzeichnung ihres Inhalts kann keine Rede sein“ (Freud 1969a, 81).

Die psychoanalytischen Kenntnisse über unbewußte Vorgänge sind gewiß seit Freud entscheidend angewachsen. Dies läßt sich ganz sicher von der klinischen Erfahrung des Unbewußten und ihrer wissenschaftlichen metapsychologischen Ausarbeitung und Ausdifferenzierung behaupten. Können wir das aber auch über die nicht-klinische, die sozialpsychologische Erfahrung des Unbewußten sagen? Wie ist das Verhältnis von gesellschaftlichen Institutionen, Politik, z. B. dem Golf-Krieg, zum Unbewußten zu begreifen? Wir wissen noch viel zu wenig darüber, wie sich der Nationalsozialismus in Deutschland, wie sich Auschwitz, zum unbewußten Vorgang verdrängt, in der heutigen und den künftigen Generationenfolgen auswirkt. Wir haben zu diesen existentiellen Problemen bisher wenige psychoanalytische Erkenntnisse, nur unzureichend erschlossene Hypothesen, eine bisher nur wenig ausgebaut sozialpsychologisch-psychoanalytische Methodik und eine psychoanalytische Kulturtheorie, zu der die Texte von Freud

nach wie vor die differenziertesten und besten sind.

Das liegt zum einen an der einseitigen Entwicklung der Psychoanalyse zu einer Therapieform und klinischen Psychologie, also ihrem Medicozentrismus, wie ihn Paul Parin kritisiert und wie ihn auch schon Freud in seinem Aufsatz über die Laienanalyse als eine Vereinseitigung der Möglichkeiten der Psychoanalyse gekennzeichnet hat. Das liegt zum anderen an der politischen Unterdrückung, dem Verbot der Psychoanalyse durch den Nationalsozialismus und den Stalinismus, zweier totalitärer Gesellschaftssysteme, deren menschenfeindliche Praxis in vielen Hinsichten als umgekehrte Psychoanalyse interpretiert werden kann. Die politische Unterdrückung der Psychoanalyse hat ihre wissenschaftliche Entwicklung stark gehemmt. Eine Folge davon sind u. a. die vielfältigen Sublimationen der Psychoanalyse in durchaus spannend, philosophisch zu lesende Theorien, so z. B. die strukturalistische Psychoanalyse. Solche mehr philosophischen Versuche können aber die Notwendigkeit einer psychoanalytischen empirischen Forschung nicht kompensieren. Ihren Impuls als eine kritische Wissenschaft bezieht die Psychoanalyse aus ihrer empirischen Forschung, die Freud beispielhaft in seinen Analysen geleistet hat. Freud war ein Empiriker mit einer ganz eigenen originären Methodik. Seine Metapsychologie ist die Kompilation empirischer Erfahrung aus vielen Einzelanalysen; sie ist keine Philosophie.

Freud entwickelt seine Begriffe als empirische Begriffe und markiert ihren Unterschied zu Begriffsbildungen in „spekulativen Theorien“:

„Gewiß sind Vorstellungen wie die einer Ich-Libido, Ich-Triebenergie und so weiter weder besonders klar faßbar noch inhaltsreich genug; eine spekulative Theorie der betreffenden Beziehungen würde vor allem einen scharf umschriebenen Begriff zur Grundlage gewinnen wollen. Allein ich meine, das ist eben der Unterschied zwischen einer spekulativen Theorie und einer auf Deutung der Empirie gebauten Wissenschaft. Die letztere wird der Spekulation das Vorrecht einer glatten, logisch unantastbaren Fundamentierung nicht neiden, sondern sich mit nebelhaft verschwimmenden, kaum vorstellbaren Grundgedanken gerne begnügen, die sie im Laufe ihrer Entwicklung klarer zu erfassen hofft, eventuell auch gegen andere einzutauschen bereit ist. Diese Ideen sind nämlich nicht das Fundament der Wissenschaft, auf der alles ruht; dies ist vielmehr die Beobachtung“ (Freud 1969b, 44).

Die Abstraktheit der Universitätspsychologie

Geht man von dieser Auffassung der Psychoanalyse als einer empirischen Wissenschaft aus, so ist kaum verständlich, wieso die an den Universitäten gelehrte Psychologie die Psychoanalyse in der Regel ablehnt. Was hat aber unsere Universitätspsychologie zu bieten? Kann sie oder will sie überhaupt z. B. zu existentiellen und politischen Problemen, die der Golf-Krieg gezeitigt hat und zeitigt, wissenschaftliche Erkenntnisse erarbeiten? Sind für solche Fragen die auf dem positivistischen Forschungsparadigma fußenden, am Beispiel der Naturwissenschaften entwickelten Forschungsmethoden brauchbar? Das wäre erst einmal zu erweisen. Wer versucht es?

Unserer Universitätspsychologie geht es gegenwärtig um eine allseitige Quantifizierung der Methoden und der quantitativen Darstellung der mit solchen Methoden gewonnenen Ergebnisse. Es herrscht, um es ironisch zu sagen, ein allseitiger Kampf um den statistischen Mittelwert. Ein guter Psychologe ist einer, der gut rechnen kann. Ernsthaft gesprochen: In den letzten 20-30 Jahren läßt sich an der Universitätspsychologie eine zunehmende Tendenz der Formalisierung und Abstraktifizierung beobachten. Die Crux der damit hervorgerufenen Probleme liegt in der Art und Weise, wie wissenschaftliche Begriffe, Hypothesen und Untersuchungsvariablen versucht werden, zu definieren. Hier kann man von Freud etwas lernen.

Es ist paradox: Sucht man nach relevanten Ansätzen und Forschungsverfahren in der Psychologie (außerhalb der Psychoanalyse), so wird man eher bei meist vergessenen Konzepten der 20er Jahre, besonders aus der Gruppenpsychologie der 30er und 40er Jahre in den USA, fündig. Sie wurden wesentlich von aus Deutschland und Österreich emigrierten Psychologen beeinflußt. Ich denke z. B. an Kurt Lewin, Marie Jahoda und Paul Lazarsfeld. Die Relevanz der Ansätze und Fragestellungen dieser Zeit läßt sich ausgezeichnet in Gordon W. Allports Zusammenfassung der damals vielfältigen vorurteilspsychologischen Studien in seinem Buch *Die Natur des Vorurteils* studieren. Von der gesellschaftlichen und poli-

tischen Relevanz der in diesem Buch vorgestellten Fragestellungen ist unsere Universitätspsychologie in der Bundesrepublik weiter entfernt denn je. Da hat die Wissenschaftskritik der Studentenbewegung der 60er Jahre und 70er Jahre nichts bewegen können. Vielmehr wurden diejenigen Psychologen, die sich von dem damaligen Studentenprotest beeindruckt ließen, wie Peter Brückner, Klaus Holzkamp und Igor Caruso, mit den Mitteln, die mächtigen akademischen Gesellschaften leider zur Verfügung stehen, rasch ausgegrenzt und isoliert. Alle drei gehören zu den wenigen, die Forschungskonzeptionen entwickelt haben, mit welchen sich Antworten auf unsere gegenwärtigen existentiellen Fragen noch finden lassen.

Ich möchte die Kernpunkte meiner bisherigen Überlegungen zusammenfassen:

1. Die Universitätspsychologie entfernt und enthebt sich der relevanten existentiellen und politischen Fragen durch die Tendenz zur bloßen Formalisierung, Abstraktifizierung und die Unterwerfung aller Fragestellungen unter ein rigides Methodenideal, das die Probleme der Reliabilität der Methoden gegenüber jenen der Validität, in Sonderheit denjenigen der äußeren Validität (der Angemessenheit der Methoden an den Untersuchungsgegenstand) ausspielt. Reliabilität der Methoden hat Vorrang; auf sie richtet sich das meiste methodische Denken und Konstruieren der Universitätspsychologie. Ist der Riese auf dessen Schultern man hier zu stehen glaubt, nicht ein Methodenroboter?

2. Die Psychoanalyse hat sich bisher einseitig im Felde der Klinischen Psychologie und Therapie entwickelt. Freud hatte davor gewarnt, nur die Anwendung der Psychoanalyse zu „medizinischen Zwecken“ zu sehen und sich dadurch in die Irre führen zu lassen. Sieht man einmal von den Forschungen von Paul Parin, Alfred Lorenzer, Horst Eberhard Richter und wenigen anderen ab, die wiederum von ihrer beruflichen Zunftvereinigung eher ausgegrenzt als akzeptiert werden, gibt es für die psychoanalytische Kultur- und gesellschaftskritische Forschung kaum mehr als den theoretischen Torso Freuds.

Über das Definieren von wissenschaftlichen Begriffen

Die erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Probleme, mit denen wir es zu tun haben, lassen sich am besten mit der in den meisten Wissenschaften vorherrschenden positivistischen Geisteshaltung und der Tendenz zum Spezialistentum und Expertentum, die sich aus der fortschreitenden Arbeitsteilung in den Wissenschaften ergibt, kennzeichnen. Auch in den Sozialwissenschaften und der Psychologie scheint die positivistische Geisteshaltung trotz des Positivismusstreites zwischen Kritischem Rationalismus und Kritischer Theorie ungebrochen, gerade so als hätte es diese Kontroverse nicht gegeben. Die Denkstrategien des Positivismus sind nicht zuletzt an den Universitäten so fest institutionalisiert, daß sie die gescheiteste Kritik nicht erschüttern kann. Im Gegenteil, auch im Felde der Psychoanalyse finden die positivistischen Wissenschaftskriterien zunehmend Beachtung. Die positivismuskritischen Arbeiten bleiben dagegen in der psychoanalytischen Diskussion weitgehend unbeachtet.

Ich kann hier nicht diese ganze Diskussion oder besser gesagt Nichtdiskussion entwickeln. Ich will aber einen Gesichtspunkt aufgreifen, der mir für eine zukünftige Positivismusdiskussion zentral erscheint. Das ist das Definieren von Begriffen, Hypothesen und Variablen. Mit Freud hatten wir bereits angefangen darüber zu diskutieren. Im Definieren von wissenschaftlichen Begriffen, und das sind beim heutigen Wissenschaftsverständnis immer empirische Begriffe, verbirgt sich ein erkenntnistheoretisches Problem, das nicht intern in einer Einzelwissenschaft – so unserer Psychologie und Psychoanalyse – zu klären ist, sondern der Hilfe philosophischen Denkens bedarf. Das Problem des Definierens von Begriffen, Hypothesen, Variablen und Kategorien zeigt vielmehr, daß sich die Einzelwissenschaften gar nicht so vollständig von der Philosophie emanzipieren konnten, wie sie sich den Anschein geben. Ich wüßte jedenfalls nicht, wie das Problem des Definierens von empirischen Begriffen allein mit den methodischen Mitteln einer spezialisierten Einzelwissenschaft zu lösen wäre.

Ich möchte Immanuel Kant in diese Diskussion einbeziehen. Schauen wir über die Schultern dieses großen Philosophen und

lesen in dem Kapitel über die „Transzendente Methodenlehre“ aus seiner *Kritik der reinen Vernunft*. Dort heißt es:

„... ich kann niemals sicher sein, daß die deutliche Vorstellung eines (noch verworrenen) gegebenen Begriffs ausführlich entwickelt worden, als wenn ich weiß, daß dieselbe dem Gegenstand adäquat sei. Da der Begriff desselben aber, so wie er gegeben ist, viel dunkle Vorstellungen enthalten kann, die wir in der Zergliederung [des Begriffs?] übergehen, ob wir sie zwar in der Anwendung jederzeit brauchen: So ist die Ausführlichkeit der Zergliederung meines Begriffs immer zweifelhaft, und kann nur durch vielfältige zutreffende Beispiele vermutlich, niemals aber apodiktisch gewiß gemacht werden. Anstatt des Ausdrucks: Definition, würde ich lieber den der Exposition brauchen, der immer noch behutsam bleibt, und bei dem der Kritiker sie auf einen gewissen Grad gelten lassen und doch wegen der Ausführlichkeit (der Definition, besser Exposition des Begriffs) noch Bedenken tragen kann“ (Kant 1956, 669).

Kant wendet sich beim Definieren gegen den Versuch, apodiktische Gewißheit zu erlangen. Das verbaut die Erkenntnis des zu erforschenden Gegenstandes eher, weil es die dunklen verworrenen Vorstellungen, die Begriffe begleiten, wie sie auch immer definiert sein mögen, abschneidet, statt sie der Erkenntnis zuzuführen. Fast könnten wir schon psychoanalytisch sagen, daß in dem Maße, in dem Begriffe von den sie begleitenden dunklen und verworrenen Vorstellungen abgeschnitten werden, diese damit einer Verdrängung ins Unbewußte unterzogen werden. Das Definieren, in Sonderheit das apodiktische Definieren von Begriffen, Variablen etc., so können wir fragen, wäre dann auch eine Art wissenschaftlicher Produktion von Unbewußtheit?

Ein Experimentalpsychologe könnte auf diese Frage erst einmal antworten, daß es ihm ja bei der strengen Definition von Variablen, den abhängigen und den unabhängigen, und ihrem definitorisch festgehalten Gebrauch im Experiment um das Herausfinden der dunklen und verworrenen Zusammenhänge dieser Variablen geht. Man definiert Variablen auseinander, um unter experimentellen Bedingungen zu sehen, wie sie zusammenhängen. Wenn wir diese Argumentation weiter ausführen, können wir dann nicht sagen, daß durch unser experimentelles Vorgehen und das damit verbundene Definieren von Variablen ein so experimentell untersuchter Sachverhalt immer weiter Schritt für Schritt von Variable zu Variable vielseitig erhellt wird? Gelingt es

auf diese Weise die Dunkelheit und Verworrenheit, die unsere Begriffe anfänglich begleiten, aufzulösen, zu exponieren und der Erkenntnis zuzuführen? Könnte Kant dann nicht mit unserem Vorgehen zufrieden sein?

Er könnte damit zufrieden sein, wenn dieses Verfahren der Begriffs- bzw. Variablenzergliederung dem „Gegenstand adäquat“ ist. Aber können wir das bei den Gegenständen der Psychologie immer voraussetzen? Sind diese so beschaffen, daß ihre Merkmale überhaupt eindeutig zu definieren, d. h. eine gewisse Unabhängigkeit vom Ort, an dem sie auftreten und eine gewisse Beständigkeit in der Zeit haben? Das wäre ja die Vorbedingung für eine apodiktisch definitorische Begriffsbehandlung des psychologischen Untersuchungsgegenstandes. Der Begriff des Unbewußten erlaubt eine solche Begriffsarbeit nicht, und auch die von Psychologen gegenwärtig adaptierte Chaostheorie sperrt sich solcher Unternehmung. In unserem Forschungsalltag ist es mit der vielgerühmten methodischen Sicherheit schlecht bestellt. Es wird Zeit, daß wir in der Psychologie mindestens jenes erkenntnistheoretische Problemverständnis erreichen, mit dem sich die Physiker seit ihren Entdeckungen der methodischen Aporien der Atomphysik plagen müssen.

Wie steht es wiederum mit der Psychoanalyse? Ich habe Freud bereits zu den Fragen der Begriffsbildung und ihrem Verhältnis zum Untersuchungsstoff zitiert. Er geht sehr vorsichtig mit dem Begriff und dem Sachverhalt um, den der Begriff begreifen soll. Freuds Umgang mit Begriffen kommt dem sehr nahe, was Kant unter dem begrifflichen Exponieren eines Sachverhalts versteht. Erst am Ende und nicht schon zu Beginn des Erkenntnisvorganges steht die Definition. Doch ist diese Begriffssensibilität von Freud keineswegs in der Psychoanalyse so verbreitet, wie es wünschenswert wäre. Gespräche, die man mit Psychoanalytikern führt, zeigen nicht selten, daß apodiktisch definitorisches Falldenken kaum befragt wie selbstverständlich praktiziert wird (Leithäuser & Schütt 1991, 57 ff.). Definitionen wirken als Verdinglichungen, d. h. den Phänomenen wird ein raum-zeitlicher, konsistenter, unabhängiger Charakter zugeschrieben, der vielen psychischen Prozessen, die in der Psychoanalyse bearbeitet werden, nicht zukommt. Ich glaube, Kant wollte sich mit

seiner Kritik an der apodiktischen Definition gegen solche Verdinglichungen wehren. Erkenntnis sollte für Kant nicht in einem bloßen Verfügbarmachen von Phänomenen für Wissenschaft und Praxis aufgehen. Der auf seinen Schultern hockende Philosophenriese Georg Wilhelm Friedrich Hegel dachte in diesen Dingen nicht anders.

Die inneren Feinde der Erkenntnis

In der Methodenlehre und Diagnostik der Psychologie gibt es zweifellos eindrucksvolle, subtil entwickelte Prüf- und Kontrollverfahren für Validität und Reliabilität der Forschungsmethoden. Die starken Bemühungen um solche Prüfverfahren verweisen auf ein eminentes Sicherheits- und Kontrollbedürfnis von uns Psychologen bei der Gewinnung wissenschaftlicher Erkenntnis. Möglichst soll – deshalb die häufige Idealisierung sogenannter strenger und exakter Verfahren beim Laborexperiment und der standardisierten Beobachtung – die Subjektivität, die Persönlichkeit, das Idiosynkratische der einzelnen Forscherinnen und Forscher aus dem Forschungsprozeß ausgeschaltet werden. Der Erkenntnisprozeß soll gewissermaßen automatisiert werden. Der Wissenschaftler wird, wenn eine solche Automatisierung des Erkenntnisprozesses gelingt, zu einer Art Agent und Funktionär, ein bloßer Methodenanwender, der Methoden nur richtig oder falsch anwenden kann, ein Fehlervermeider oder: in der Rolle des Kritikers ein Fehlersucher. Solche reduzierten Berufsrollen für die Wissenschaftler haben den Vorteil moralischer und psychischer Entlastung. Wenn sich die Verantwortung für wissenschaftliche Erkenntnis und ihre Anwendungen (meist eine Umsetzung in Technik) auf möglichst viele Schultern verteilt und sich zudem nur auf fehlerfreies oder fehlerhaftes Tun und Treiben beschränkt, wer trägt dann noch Verantwortung im emphatischen Sinne des Begriffs im Wissenschafts- und Technikprozeß? In diesem Prozeß, der verselbständigt, entfremdet ist, sind Wissenschaftler auf die Rollen von Funktionsträgern herabgesetzt. Mit akribischer Rationalität im Detail arbeiten wir, so scheint es gegenwärtig, an der Katastrophe des Ganzen. Nicht zuletzt der Golf-Krieg ist Ausdruck dieser Katastrophe.

Was können wir als Psychologen in dieser allgemeinen politischen und gesellschaftlichen Schuldverstrickung der Wissenschaften tun? Neben vielem anderen, auch nicht-wissenschaftlichem Engagement in dieser Frage, sollten wir gemeinsam mit Wissenschaftlern anderer Fachgebiete lernen, kritisch unsere Sicherheits- und Kontrollbedürfnisse im verselbständigten Prozeß der Methodenanwendung zu reflektieren, um die Verantwortung für die Wissenschaft zurückzugewinnen, von der uns ja keiner dispensieren kann. Das ist leichter gesagt als getan. Soziologen werden uns auf das gigantische Räderwerk gesellschaftlicher Arbeitsteilung verweisen, unsere Naivität kritisieren und unsere faktische Ohnmacht in der Frage der Verantwortung für die Wissenschaft konstatieren. Gegen solchen faktischen Objektivismus gilt es die Naivität zu retten und sie als Bestandteil unserer subjektiven Beschaffenheiten zu reflektieren. Ich sehe unsere Naivität als ein Vehikel, durch das wir uns aus der Automatik des Wissenschaftsprozesses ausklinken können. Der Naivität eignet etwas Subversives; sie sperrt sich dem Fatalismus.

Der Wunsch nach einer Automatik im Forschungs- und Erkenntnisprozeß ist eine Illusion. Unsere Sicherheits- und Kontrollbedürfnisse führen daher eher zu einer wissenschaftstheoretisch sich ausspielenden Ideologieproduktion, d. h. zu einem falschen Bewußtsein von wissenschaftlicher Erkenntnis. Johann Wolfgang Goethe, bedeutend auch als Wissenschaftler, hat diese Problematik früh gesehen (wir armen Zwerge: nur munter aufgefressen). Ich zitiere aus Goethes wissenschaftstheoretischem Aufsatz „Der Versuch (also das Experiment) als Vermittler von Objekt und Subjekt“:

„Man kann sich ... nicht genug in acht nehmen aus Versuchen (Experimenten) nicht zu geschwind zu folgern: Denn beim Übergang von der Erfahrung zum Urteil, von der Erkenntnis zur Anwendung ist es, wo dem Menschen gleichsam wie an einem Passe alle seine inneren Feinde auflauern, Einbildungskraft, Ungeduld, Vorschneelligkeit, Selbstzufriedenheit, Steifheit, Gedankenform, vorgefaßte Meinung, Bequemlichkeit, Leichtsin, Veränderlichkeit und wie die ganze Schar mit ihrem Gefolge heißen mag, alle liegen hier im Hinterhalte und überwältigen unversehens sowohl den handelnden Weltmann als auch den stillen, vor allen Leidenschaften gesichert scheinenden Beobachter“ (Goethe 1963, 161).

Es ist einsichtig, daß man diese Schar der „inneren Feinde“, die einen immer wieder zum vorschnellen, zum allzu geschwinden Folgern im Erkennen verleiten will, nicht einfach ignorieren kann. Sicherheits- und Kontrollbedürfnisse wenden sich gegen diese Schar der „inneren Feinde“, versuchen sie in Schach zu halten, letztlich motivieren sie eine Strategie des automatisierten Erkenntnisprozesses, um sie sich ein für allemal vom Leibe zu halten. Ich habe versucht zu zeigen, daß diese Tendenz zum methodischen Erkenntnisautomatismus, die sich gerade auch in der Methodenlehre der Psychologie vehement breitgemacht hat, nicht die richtige Antwort auf unsere latenten (und manifesten) geschwinden Vorurteilsbereitschaften sein kann, uns vielmehr in andere schwerwiegende Problematiken wie die Unverantwortlichkeit führen. Es gibt offenbar für dieses Problem keine endgültige Lösung. Der Schar der „inneren Feinde“ der Erkenntnis muß man sich gleich wie der Schar der äußeren Feinde der Erkenntnis immer erneut stellen. Zur Erinnerung will ich auch einige äußere Feinde der Erkenntnis nennen, als da sind: politische Zensur; Berufsverbote; staatliche und nicht staatliche Einrichtungen der Mittelbewirtschaftung und -vergabe von Forschungsgeldern; damit kann man vortrefflich die Produktion von gewünschten Erkenntnissen steuern und die der unerwünschten verhindern; die wissenschaftlichen Gesellschaften und Vereinigungen, wir können nur hoffen, daß die neue Gesellschaft für Psychologie sich nicht in diesen Chorus einreihet; und nicht zuletzt die Universitäten selbst, mit dem dort institutionalisierten Bluff, dem dort inszenierten akademischen Trauerspiel mit seinen Ritualen und das dort herrschende Regiment der Zeitdiebe und Gremienprofis.

Wenn wir schon die „inneren“ und „äußeren Feinde“ der Erkenntnis nicht abschaffen können, wie können wir dann mit ihnen umgehen? Die Psychoanalyse behandelt sie als Problem der Übertragung und Gegenübertragung in der psychoanalytischen Therapie. Unter Übertragung versteht sie die Vermischung von unbewußten frühkindlichen Beziehungsfiguren mit der Person des Analytikers, und unter Gegenübertragung versteht sie die unbewußte Reaktion des Analytikers auf diese an ihn herangetragenen unbewußten Beziehungsfiguren des Pa-

tienten und die für den Analytiker zunächst unbewußte Identifikation mit diesen. Der therapeutische Prozeß besteht danach in einer weitläufigen, intensiven Erkenntnis und Aufarbeitung dieses unbewußten Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehens zum Zwecke seiner Bewußtmachung; diese soll nun aber nicht nur eine theoretische sein, sondern soll als eine bewußte Erinnerung und häufige Wiederholung und Durcharbeitung dieser frühkindlichen Beziehungsfigur dem Patienten die praktische Möglichkeit bieten, sich aus diesem unbewußten Beziehungsgeschehen zu lösen, um erwachsene Beziehungen in Gefühl, Gedanken, Haltung und Handeln praktizieren zu können.

Übertragung und Gegenübertragung gibt es nun nicht allein im therapeutischen Prozeß, sondern sie bestimmen, so sah es schon Freud, unsere Alltagsbeziehungen und unsere wissenschaftliche Forschungsmethodik, die Beziehungen von Forschern und Untersuchungspersonen in all unseren psychologischen Forschungsdesigns. In solchen Geflechten von Übertragung und Gegenübertragung, die zu den Mechanismen des Unbewußten gehören, lassen sich verschiedene Tiefendimensionen ausmachen. Bisher ist in der Hauptsache über die hochindividuelle, sehr persönliche, idiosynkratische Dimension der unbewußten frühkindlichen Beziehungsfiguren in der psychoanalytischen Therapie nachgedacht worden. Es gibt aber noch andere Dimensionen der Übertragungs- und Gegenübertragungsbeziehung, die mehr an der Oberfläche des Unbewußten, mehr in der Nähe des Vorbewußten zu liegen scheinen, und die man als Resultate entwicklungspsychologisch später liegender Sozialisationsprozesse verstehen kann. Eine solche für uns Wissenschaftler wichtige Dimension stammt z. B. aus unserer Sozialisation an der Universität. Sie betrifft die wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Kooperation, die Routinisierung im Methodengebrauch, in Sonderheit das spezifische Verhältnis von Forschungssubjekt und Forschungsobjekt. Wir haben es uns gewissermaßen eingefleischt, unsere spezifische Erlebnisweise und unsere Gefühle aus dem Forschungsprozeß herauszuhalten und nur im Sinne eines allgemeinen wissenschaftlichen Gesamtsubjekts tätig zu sein. Das Forschungsobjekt wird dabei zugleich gesondert, verfremdet, künstlich

isoliert, aus dem Zusammenhang herausoperiert und als etwas völlig Unabhängiges und Eigenständiges behandelt. Die Einübung solcher wissenschaftlicher Einstellung erzeugt eine Beziehungskälte dem Untersuchungsobjekt gegenüber, die gemeinhin als Wertneutralität verstanden und ausgegeben wird. Es wird beim Forschungsobjekt eine Verdrängungsschranke sozialisiert, eine Schranke, hinter der dann all jene „inneren Feinde“ unbewußt gehalten werden, „innere Feinde“, die am Passe wissenschaftlicher Erkenntnis als Wegelagerer auf der Lauer liegen. Solche Resultate zweiter und dritter Sozialisation gilt es im Sinne der Psychoanalyse bewußt zu machen, d. h. einem kritisch-hermeneutischen Verstehen zuzuführen mit dem Resultat einer praktisch sich ändernden Haltung dem Forschungsobjekt und der Forschungsmethodik gegenüber. Das heißt nun nicht, daß man sich einer langjährigen Psychoanalyse unterziehen soll – gar anstelle eines Studiums –, um so erst eine Lizenz zum Forschen zu erhalten. Wir hätten vielmehr über Methoden der Supervision zum Übertragungs- und Gegenübertragungsgeflecht in der Subjekt-Objekt-Beziehung des psychologischen Forschungsprozesses nachzudenken und solche Methoden der Supervision zu entwickeln.

Das hermeneutische Experiment

Vergleicht man die psychoanalytische Therapie mit dem psychologischen Experiment, so läßt sich fragen, ob nicht die Informationen aus einer langjährigen Psychoanalyse wissenschaftlich qualifiziertere Erkenntnisse erbringen, als sie je durch ein psychologisches Experiment zustande gebracht werden können. Dieser Auffassung ist die Sozialpsychologin Marie Jahoda. Sie schreibt in ihrem Buch *Freud und das Dilemma der Psychologie*:

„Das psychologische Experiment ist mindestens eine genauso einzigartige Situation wie die analytische Couch, da es dem Probanden eine vollkommen passive und häufig vorsätzlich irreführende Rolle zuweist, ohne ein gemeinsames Ziel anzugehen. Man könnte argumentieren, daß dies sogar eine noch viel stärkere Beeinflussung der Art und Weise ist, in der sich die Menschen normalerweise benehmen, als die analytische Situation. Hinzu kommt, daß neueste Untersuchungen über den Ablauf von Experimenten zeigt

haben, daß die reale Gefahr besteht, daß die Erwartungen des Versuchsleiters die gewonnenen Ergebnisse beeinflussen könnten; ja es ist sogar anzunehmen, daß diese Gefahr auch die Naturwissenschaften plagt. Außerdem stellen Experimente nur äußerst kurzfristig einen Kontakt zwischen dem Versuchsleiter und dem Probanden her. Zu Freuds Untersuchungszwecken waren mehrere hundert Stunden Beobachtung und Gespräche erforderlich, so daß ihm ein weit größeres Material von seelischen Vorgängen zur Verfügung stand als einem Versuchsleiter, da er seinen Patienten nicht nur vor der entwickelten Übertragung, sondern auch während der positiven und negativen Übertragungsphasen und schließlich, so hofft man, bei der Auflösung der Übertragung beobachten konnte“ (Jahoda 1985, 180).

Es wäre kurzschlüssig, aus diesem Vergleich zwischen Psychoanalyse und Experiment Argumente gegen die Experimentalpsychologie zu zimmern. Es geht darum, die Starrheit der paradigmatischen Position aufzulösen. Das psychologische Experiment wäre von der positivistischen Wissenschaftsdoktrin zu emanzipieren und in Richtung einer experimentellen Hermeneutik auszuarbeiten. Aber auch die Psychoanalyse ist aus ihrer Befangenheit im Medicozentrismus zu lösen und ihre detaillierten systematischen Erfahrungen sind, weit mehr als bisher geschehen, einer sozialwissenschaftlichen Psychologie zu öffnen. Dabei geht es bei Experimentalpsychologie und Psychoanalyse gleichermaßen um wichtige Methodeninnovationen, die ihnen einen wissenschaftlichen Zugang zu gesellschaftlich relevanten Problemen und nicht zuletzt politisch existentiellen Problemen ermöglichen. Es geht um die Entwicklung des hermeneutischen Experiments in Psychologie und Psychoanalyse gleichermaßen. Starrheiten und Beschränktheiten des psychologischen und psychoanalytischen Denkens und Forschens sollen der kritischen Reflexion unterzogen werden. Die Zustandsbeschreibung des vorherrschenden methodologischen Denkens, die Adorno in seiner Vorlesung zur Einleitung in die Erkenntnistheorie im Wintersemester 1957/58 gab, gilt heute nach wie vor:

„Man kann sicher sein, daß in der Erkenntnispraxis, wie sie vorliegt, der Rekurs auf Definitionen im allgemeinen dazu dient, daß man durch Streitigkeiten darüber, ob nun der Begriff noch so gebraucht wird, wie er ursprünglich definiert worden ist, abschneiden will irgendwelche Erwägungen über die Sache selbst. Und Sie können den Mechanismus ... daß nämlich die Berufung auf wissenschaftliche Strenge heute nicht mehr darin ihre Substanz hat, daß sie dem Dogmatismus

entgegensteht, sondern daß sie im Gegenteil dazu dient, in einem eminenten Maß anstelle der lebendigen Beziehung zu einer Sache irgendwelche Denkkontrollen möglichst starrer Art auszuüben, das können Sie nirgends so exakt sehen wie an dem Problem der Definition und dem Geltungsumfang von Definitionen“ (Adorno 1958, 55).

Im empirischen Feld führt die Entwicklung des hermeneutischen Experiments zur Einführung eines methodisch angelegten Reflexionsraums anstelle eines Definitionsraums, um die Auflösung von Begriffsverdinglichungen und definitorischen Starrheiten zu ermöglichen. Im Zentrum der Untersuchung steht dann die Beziehung von zu erkennendem Sachverhalt und Begriff und damit die jeweilige Definition des Begriffs mit zur Disposition. Kontrollverfahren resp. Denkkontrollen sind dann weniger methodischer Bestandteil der Experimentalbedingungen. Sie sind weit mehr Untersuchungsgegenstand im hermeneutischen Experiment, sowohl in ihrer sozialen als auch in ihrer individuellen Genese. Methodische Vorbilder für das hermeneutische Experiment, das psychologische mit psychoanalytischer Methodik integrieren soll, finden sich im Bereich der qualitativen und interpretativen Sozialforschung, z. B. die Methoden der offenen, narrativen, problemzentrierten und themenzentrierten Interviews, die Methoden der themenzentrierten Gruppendiskussion und teilnehmenden Beobachtung (Leithäuser & Volmerg 1988). Es geht im hermeneutischen Experiment nicht um die Auseinanderfaltung des Untersuchungsgegenstandes in wie immer auch gefaßte Variablenkonstruktionen; es geht zunächst einmal um „dichte Beschreibungen“ (Geertz 1987) der Komplexität des Untersuchungsgegenstandes, ohne irgendwelchen Denkkontrollen unbefragt aufzusitzen.

So gilt es zu fragen, wohin das Übermaß an Kontroll- und Sicherheitsbedürfnis die psychologische Forschung geführt hat. Wird die Psychologie nicht von trivialen Fragestellungen gefangengehalten? Existentielle Erfahrungen, wie der Golf-Krieg eine war, bleiben außerhalb des wissenschaftlichen Forschungshorizontes. Das gilt zumindest weitgehend für den Mainstream psychologischer und psychoanalytischer Forschung. Der Golf-Krieg war aber nicht nur eine politische, ökologische und ökonomische Katastrophe, er war nicht nur eine unmittelbare Bedrohung und ein grausames Spiel

mit der physischen Existenz von Hunderttausenden von Menschen in Israel, Kuwait und Irak. Der Golf-Krieg war nicht zuletzt auch eine psychologische Katastrophe, auf die wir nur allzuwenig mit Mitteln unserer Universitätspsychologie und der Psychoanalyse reagieren konnten, weil es die Mittel für eine relevante Forschung bisher

kaum gibt. Die Zukunft wird uns ähnliche Katastrophen wohl nicht ersparen. Eine für das menschliche Zusammenleben sich verantwortlich fühlende und wissende Wissenschaft Psychologie, die psychoanalytisches Denken maßgeblich in sich aufzunehmen hätte, gilt es daher zu entwickeln.

Literatur

- Adorno, Th. W. (1958): Vorlesung zur Einleitung in die Erkenntnistheorie, Wintersemester 1957/58. Frankfurt/M.: Junius
- Freud, S. (1915, 1969a): Triebe und Tribschicksale, Studienausgabe Bd. III, Psychologie des Unbewußten. Frankfurt/M.: Fischer
- Freud, S. (1914, 1969b): Zur Einführung des Narzißmus, Studienausgabe Bd. III, Psychologie des Unbewußten. Frankfurt/M.: Fischer
- Geertz, G. (1987): Dichte Beschreibungen. Frankfurt/M.: Suhrkamp
- Goethe, J. W. (1793, 1963): Der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt. Schriften zur Botanik und Wissenschaftslehre, Gesamtausgabe Bd. 39. München: dtv
- Jahoda, M. (1977, 1985): Freud und das Dilemma der Psychologie. Frankfurt/M.: Fischer
- Kant, I. (1781, 1956): Kritik der reinen Vernunft. Hamburg: Meiner
- Leithäuser, Th. & Schütt, K. (1991): Homo Faber als Patient. Eine Studie zur Sozialpathologie des technischen Denkens. In: Leithäuser, Th., Löchel, E., Schütt, K., Senghaas-Knobloch, E., Tietel, E. & Volmerg, B., Lust und Unbehagen an der Technik. Frankfurt/M.: Nexus
- Leithäuser, Th. & Volmerg, B. (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag
- Merton, R. K. (1980): Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfadens durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit. Frankfurt/M.: Syndikat